

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum  
 „Südungarischen Lloyd“.

N. 9. 1885.

Nach fünfzehn Jahren.

Novelle

von

Benedict Braun.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Der blonde Lantwiz, der als Rittmeister bei den Ulanen den Feldzug mitgemacht hatte, erzählte der Gesellschaft mit weiterschallender Kommandostimme Kriegsabenteuer, bei denen sich seinem Nachbar, dem Grafen v. Boddin, der eines chronischen Lungenkatarrhs wegen leider gezwungen gewesen war, auf militärische Vorbeeren zu verzichten, die spärlichen Haare auf dem Schädel sträubten. Der Herr v. Damerow, der für einen gewaltigen Nimrod galt, wußte so amüsante und schier ungläubliche Jagdgeschichten zum Vortage zu geben, daß der spindelbürre Herr v. Maltiz einmal über's andere in ein krähenndes Gelächter ausbrach, während die Gebrüder Trebbin, zwei stämmige Pommern, die einander so ähnlich sahen wie ein Ei dem anderen, sich amüsirten, in aller Heimlichkeit mit Streichhölzern Paar oder Unpaar zu spielen und sich auf diese harmlose und geistreiche Weise das Geld abzunehmen.

Schmettow hielt sich am ruhigsten, wie man das bei ihm gewöhnt war. Er horchte überall hin und warf von Zeit zu Zeit ein factisches Wort ein. Der Baron v. Selchow dagegen war der geräuschvollste von Allen, stritt in heftiger Weise bald mit Diesem, bald mit Jenem, während sein Gesicht immer röther und seine Augen immer glänzender wurden. Es war, als suche er sich mit Gewalt zu zerstreuen.

„Boddin, Ihnen steht ja schon der Todeschweiß auf der Stirne,“ sagte Schmettow, als der blonde Lantwiz gerade bei einem der größten Feldzugsabenteuer angelangt war.

„Ach Himmel,“ keuchte der Angeredete, „Lantwiz hat heute Abend schon so viele Franzosen umgebracht, daß es mir wie Blut vor den Augen schwimmt.“

„Nehmen Sie sich nur in Acht, daß er Sie nicht auch noch umbringt.“

„Du bist unaussehlich, Schmettow,“ meinte Lantwiz, seinen blonden Schnurrbart streichend. „Jetzt habe ich wahrhaftig den Faden verloren. Was treibt Ihr denn eigentlich da unten? Reichen Sie mir doch mal die Flasche her, Damerow, meine ist leer und die Kehle ist mir trocken geworden.“

„Und was meinen Sie, was der Fuchs that?“ brüllte Damerow im tiefsten Bass dem dünnen Maltiz zu, während er mechanisch seinem Nachbar die Flasche hinschob. „Was meinen Sie?“

„Ich weiß auf Ehre nicht,“ entgegnete der Gefragte, schon im Vorausgenuß der erwarteten Pointe sein krähenndes Gelächter aufschlagend.

„Hört einmal auf mit Euren dummen Geschichten,“ sagte der Baron, dessen Gesicht sich immer mehr verfinstert hatte. „Die haben wir ja schon hundertmal gehört. Schlagt einmal was Vernünftiges vor, bei dem man sich betheiligen kann, ohne vor Langweile aus der Haut zu fahren.“

„Ach was, Selchow,“ brummte Damerow, der sich schwer von seinen Jagdgeschichten losriß, „Dir ist heute nichts recht zu machen. Du scheinst Dich in Deiner Haut nicht wohl zu fühlen, an uns liegt's nicht, wenn Du herausfahren möchtest.“

„Wenn ich eine solche rothe Schwarte hätte, wie Selchow, hielt ich's auch nicht drin aus,“ bemerkte Schmettow.

Diese Anspielung auf des Barons erhitzen Gesicht rief den lauten Beifall der Anwesenden hervor.

„Wer sagt Dir, daß ich in Deiner Haut stecken möchte,“ entgegnete der Baron, unter den zusammengezogenen Brauen dem Spötter einen Blick zuwerfend, den dieser mit einem ironischen Lächeln erwiderte.

„Ich schlage vor,“ keuchte der asthmatische Boddin, „wir lassen durch beeidigte Sachverständige feststellen, wer von den Beiden die werthvollste Haut besitzt, da sich doch einmal der Streit darüber erhoben hat. Seid einmal ruhig, Ihr beiden Kampfschneide da unten,“

rief er den Gebrüdern Trebbin zu, die sich nicht darüber einigen konnten, ob fünfundzwanzig eine gerade oder ungerade Zahl sei und wer demnach gewonnen habe. „Wir haben hier eine Frage von Wichtigkeit zu verhandeln, bei der Ihr etwas lernen könnt.“

„Wenn's an's Laziren geht, komme ich zu kurz,“ sagte der Baron ingrimmig. „Ich habe in der letzten Zeit zu viel Fett verloren. Fragt nur Schmettow, der weiß, wo's geblieben ist, der hat davon angefeßt.“

„Hoho, Selchow, das war bissig,“ meinte Damerow, den Kopf schüttelnd. „Was hast Du denn heute eigentlich? Man sollte meinen, Dir wär' ein Hase über den Weg gelaufen.“

„Kein Hase, aber ein Fuchs, und noch dazu ein hinterlistiger,“ stieß der Baron hervor, wieder auf den Freiherrn v. Schmettow, der lächelnd von seinem Glase nippte, hinüberstarrend.

„Ein Fuchs bringt Glück,“ sagte Damerow.

Der Baron stürzte sein Glas auf einen Zug hinunter und setzte es dann so hart auf den Tisch, daß es in Stücke zerbrach.

„Mir nicht!“

„Wollen wir nicht eine Bank auflegen?“ fragte der jüngere Trebbin unschuldig. „Aus Euren Lebensarten wird man gar nicht mehr klug, und Lantwiz ist mir noch vom letzten Male Revanche schuldig.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, nur Selchow schüttelte den Kopf.

„Ich spiele nicht.“

„Ach, Unsinn, das ist wieder eine von Ihren Grillen,“ sagte der blonde Lantwiz. „Meine Herren, ich bin bereit, Ihnen Revanche zu geben. Selchow wird sich schon befinden.“

„Nein!“ schrie der Baron aufspringend, unfähig, den in ihm kochenden Zorn und Haß länger zurückzuhalten. „Ich spiele nicht, wenn ein Schuft unter der Gesellschaft ist.“

Alles fuhr wie elektrisirt von den Sitzen auf, Schmettow allein regte sich nicht, er schaute mit gelassenem Gesicht in sein Glas, als ginge ihn die Sache nichts an. Eine peinliche Pause entstand — die Anwesenden sahen einander betreten an, Niemand wußte sich den Grund dieser unerhörten Beleidigung zu erklären.

„Selchow ist nicht mehr zurechnungsfähig, er hat offenbar zu viel getrunken,“ ließ sich Schmettow's scharfe Stimme in der athemlosen Stille hören.

„Alle Hagel, das ist aber doch zu stark,“ rief Damerow. „Sage, wen Du gemeint hast, Selchow, wir müssen uns Alle für beleidigt halten.“

Des Barons Gesicht verzerrte sich zu einem wilden, höhnischen Grinsen.

„Den da,“ schrie er, dem Freiherrn v. Schmettow den Inhalt des ihm zunächst stehenden Glases in's Gesicht gießend.

Schmettow erhob sich, als wäre nichts geschehen.

„Selchow ist verrückt,“ sagte er, „und es thut mir leid, daß ihn die Aerzte nicht schon dafür erklart haben. So sehe ich mich genöthigt, ihn vorläufig als dispositionsfähig zu betrachten und Rechenschaft für sein pöbelhaftes Betragen zu fordern.“

„Ich stehe Dir jederzeit zu Diensten,“ sagte der Baron mit schlecht verhehlter Freude.

„Desto besser,“ erwiderte Schmettow, und sich zu Lantwiz wendend, sagte er: „Lantwiz, Du thust mir wohl den Gefallen und bringst Alles in Ordnung, ich warte unten mit meinem Wagen auf Dich. Jede Bedingung ist mir recht.“ Mit einer steifen Verbeugung verließ er das Zimmer.

Eine ähnliche Aufforderung hatte der Baron inzwischen an Damerow gerichtet.

Jetzt löste sich die Erstarrung, die bisher auf der Gesellschaft gelegen, und ein wildes Durcheinander von Stimmen entstand. Ein Ausgleich war nach dem Vorgefallenen unmöglich. Das sah Jeder ein, auch daß Selchow das Duell provocirt hatte, war klar. Die Uebrigen zerbrachen sich den Kopf, was wohl die Ursache der Herausforderung gewesen.

Lantwiz und Damerow sprachen flüsternd zusammen, während die Anderen in den Hof hinabeilten, um ihre Wagen zu besteigen.

„Also morgen früh um vier Uhr im Buchengrund im Belitzer Forst beim Hünenstein — fünfzehn Schritt Varradre,“ sagte Damerow schließlich. Dann verließ auch Lantwiz das Haus und nur Damerow blieb zurück. Er hielt es nicht der Mühe werth, noch einmal nach Hause zu fahren. —

Gerade als Hubenreuter und Paul vor dem Herrenhause anlangten, raffelten die Wagen mit den Gästen davon.

„Wir kommen zu spät,“ sagte Paul erstaunt. „Da muß etwas Besonderes vorgefallen sein, das Trinken und Spielen währt doch sonst bis an den lichten Morgen. Na, desto besser für Sie, so haben Sie noch ein paar Stunden ruhigen Schlaf.“

„Wann geht der Frühzug?“ fragte Hubenreuter.

„Gegen fünf Uhr.“

„So müssen wir kurz nach drei Uhr hier fort.“

„Wollen Sie wirklich nicht, daß ich den Wagen anspannen lasse?“

„Nein. Ich möchte dem Herrn v. Selchow nicht verpflichtet sein.“

„Nun, meinnetwegen. Aber vor halb vier Uhr brauchen wir doch nicht fort. Ich führe Sie den Fußweg über den Hügelrücken und durch den Belitzer Forst, der ist mindestens zwanzig Minuten näher als der Fahrweg.“

9.

Der sternklaren Nacht folgte ein herrlicher Morgen. Eben als die ersten hellen Richter am östlichen Horizont aufzuckten, verließen Paul und Hubenreuter das Haus und schritten rüstig in den thaufrischen Wald hinein. Der Weg stieg zuerst sanft an bis auf die Höhe des Hügelrückens und führte dann quer durch eine Kiefern-schonung hinab in die Ebene. Jenseit der Schonung begann der Belitzer Forst.

„Der Weg ist eigentlich verboten“ sagte Paul, „allein dergleichen Verbote gelten hier zu Lande nur für die Bauern und die Fremden. Wir haben hier überhaupt noch seltsame Zustände, es thut mir leid, daß Sie nicht lange genug hiergeblieben sind, um dies interessante Land näher kennen zu lernen.“

„Ich kenne es leider zur Genüge,“ erwiderte Hubenreuter, „von meinen Jugendjahren her.“

„Davon haben Sie mir ja noch gar nichts gesagt!“

„Vielleicht erzähle ich Ihnen später einmal mehr darüber. Werden wir aber auch keine Unannehmlichkeiten haben wegen des verbotenen Weges? Dort steht ein Wagen, vielleicht der des Waldbesizers.“

Paul schaute überrascht nach der ange deuteten Richtung.

„Wahrhaftig. Aber irre ich nicht — das ist ja unser Wagen. Wie kommt denn der hieher?“

Er war während dieser Worte schnell auf das Gefährt zugegangen und schüttelte den Kutscher, der fest schlafend auf dem Boche saß, am Arme.

„He, Johann, was machst Du denn hier?“

Der Kutscher fuhr auf und blinzelte Paul schlaftrunken an.

„Ich hab' den gnädigen Herrn und Herrn v. Damerow herausfahren müssen.“

„Werkwürdig,“ murmelte Paul, Hubenreuter einen vielsagenden Blick zuwerfend. „Nun, und wo sind denn die Herren geblieben?“

„Ausgestiegen und dort hinübergegangen.“ Er deutete links in's Holz hinein.

„Nach dem Hünenstein?“

„Ja, Herr Inspektor. Der gnädige Herr hat mir befohlen, hier zu warten, bis er zurückkommt.“

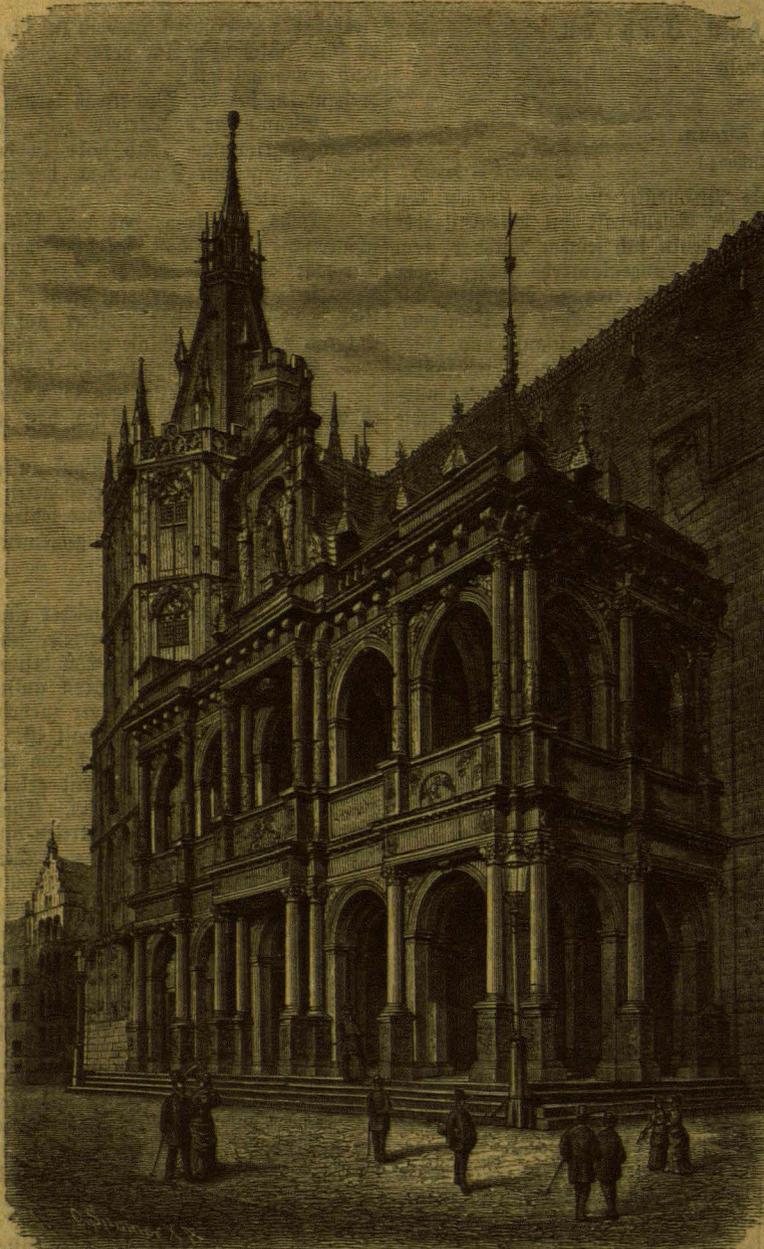
„Hatte er nichts bei sich?“ fragte Paul weiter, der diese Ausfahrt zu so ungewöhnlicher Stunde sofort mit dem plötzlichen Aufbruch der Gäste am Abend vorher in Verbindung brachte.

„Nein, der gnädige Herr nicht,“ antwortete der Kutscher, „aber der Herr v. Damerow hatte den Pistolenkasten. Ich kenne ihn ja ganz genau, habe ihn ja schon oft mit im Wagen gehabt.“

„Da haben wir's,“ sagte Paul, durch die Zähne pfeifend. „Ohne Zweifel einen Ehrenhandel.“

„Lassen Sie uns schnell gehen,“ drängte Hubenreuter.

„Wohin? Sie wollen doch nicht —?“



Das Rathaus in Köln. (S. 34)

„Nach dem Hünenstein, gewiß! Vielleicht kommen wir noch rechtzeitig genug, um dazwischenzutreten. Wenn Sie nicht mitkommen wollen, muß ich allein gehen.“

„Nun, meinnetwegen, ich bin dabei. Aber lassen Sie sich nur nichts merken, daß wir absichtlich dazwischen gekommen sind. Keiner Zufall — hören Sie — den Weg verloren u. — Bitte um Entschuldigung, die Herren in ihrem Vergnügen gestört zu haben — solche Rebensarten kosten ja nichts.“

Während der letzten Worte waren beide schon in größter Eile dem Hünenstein zugeschritten. Gerade als das unförmliche, moosbewachsene Felsstück zwischen dem dichten Grün vor ihnen sichtbar wurde, schossen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne blitzgleich über das Himmelsgewölbe, in demselben Momente trachten a tempo zwei Schüsse. Hubenreuter sprang ohne Bestimmen durch das dicke Buschwerk und sah sich im nächsten Augenblicke auf einer kleinen Waldlichtung — Angesicht zu Angesicht drei Herren gegenüber, deren einer noch die rauchende Pistole in der Hand hielt.

Auf dem moosigen Waldboden hingestreckt lag regungslos die Gestalt des Barons v. Selchow.

„Zu spät,“ murmelte Hubenreuter, in seinem wilden Laufe innehaltend.

„Sind Sie vielleicht der Arzt, wenn ich fragen darf?“ sagte Damerow, schnell auf Hubenreuter zutretend.

„Nein, aber wenn kein Arzt zur Stelle ist, ich besitze einige Kenntnisse in der Wundarzt-kunde.“

„Wir wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie uns dieselben zur Verfügung stellen wollten. Der Arzt aus der Stadt ist noch nicht eingetroffen.“

Hubenreuter beugte sich über

den Baron. Der erste Blick zeigte ihm, daß hier alle Hilfe vergebens. „Die Kugel ist gerade in die rechte Schläfe gedrungen, er ist todt,“ sagte er.

Auf den Gesichtern der Herren v. Damerow und Lantwiz machte sich eine gewisse Bestürzung sichtbar.

„Fatal,“ meinte Lantwiz. „Ich hoffe, wir haben einen Mann von Ehre vor uns und dürfen auf Ihre Verschwiegenheit rechnen, Herr — Herr —“

„Mein Name ist Hubenreuter.“

„Mein Name ist v. Lantwiz. Sie entschuldigen mich, ich muß zu meinem Freunde — Schrammschuß an den linken Rippen — Kugel dicht am Herzen vorbeigegangen. Bin äußerst betrübt über den fatalen Ausgang der Affaire.“

Er entfernte sich grüßend. Eben langte der Wagen an, den Paul schnell herbeigerufen. Mit Hilfe des Kutschers wurde die Leiche des Barons hineingehoben. Damerow und Paul nahmen ebenfalls im Wagen Platz. „Ich muß zurück,“ sagte Letzterer zu Hubenreuter.

„Selbstverständlich.“

„Und Sie?“

„Ich gehe zu meinem Bruder. Sie werden weiter von mir hören.“

Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung, der des Herrn v. Schmettow war schon früher davongerochen. Eben erhob sich die Sonne leuchtend am Horizonte und übergoß die kleine Waldwiese mit einem Meer von Licht. Mit ihren glühenden Strahlen sog sie den Blutstreck auf, der an der einen Stelle den Moosteppich färbte.

Hubenreuter stand mit über der Brust gekreuzten Armen und starre in Gedanken verloren auf den dunklen, häßlichen Punkt, als zöge eine magische Gewalt seine Augen darauf hin. Dann schüttelte er finnennd das Haupt, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schlug langsam den Weg nach dem Dorfe ein.

Die Leichenfeierlichkeiten waren vorüber und die Theilnehmer und Neugierigen, die aus der ganzen Umgegend herbeigeströmt, hatten sich zerstreut, ihre Meinungen über des Barons überraschendes Ende, die große Anzahl der herrschaftlichen Wagen, das gefasste Wesen der Baronin, die in ihrem Traueranzuge so schön ausgesehen hatte, die rührende und ergreifende Grabrede des Pfarrers und dergleichen mehr in der lebhaftesten Weise austauschend. Das Begräbniß war für sie ja nur ein Schauspiel, ein interessantes Ereigniß, das die Eintönigkeit des Alltagslebens angenehm unterbrach, denn wahre Theilnahme empfand Niemand für den Dahingegangenen, kaum seine allernächsten Freunde und Verwandten.

Luzie befand sich, nachdem die erste heftige Erschütterung über den Tod ihres Gatten überwunden, in einem seltsamen Gemüths- zustande. Sie athmete förmlich auf, es war ihr, als habe der Tod mit erlösender Hand eine Kette gebrochen, deren Druck ihr jede Stunde ihres Lebens zu einer Qual gemacht, als wäre es nur ein schwerer Traum, den sie seit dreizehn Jahren geträumt, und als dürfte sie jetzt wieder mit neuerwachter Hoffnung auf Glück in die Zukunft schauen, in eine neue, schönere Zukunft.

An den Jugendgeliebten wagte sie nicht zu denken, denn noch umschwebten die Schatten des Todes ihr Haupt. Auch er mußte wohl fühlen, daß jetzt nicht die Stunde war, Blumen zu pflücken, die erst die Zeit zu voller Blüthe bringen konnte. Er hatte sich ihr nicht zu nähern versucht, allein sie wußte, daß er noch in Selchow war, und zwar durch Gertrud, die Luzie sich gleich nach der Katastrophe von den Eltern als Gesellschafterin erbeten hatte und die seitdem im Schlosse weilte. Auch beim Begräbniß, dem Joseph beiwohnte, war sie seiner nur auf einen flüchtigen Moment ansichtig geworden. Er hielt sich entfernt, als scheue er es, ihr zu begegnen.

Im Schulhause hatte die plötzliche Todesnachricht äußerst niederschlagend gewirkt. Martin beklagte, einen Gönner verloren zu haben, dessen Protektion ihm die mannig- fachsten Vortheile zugewandt, und schloß sich in seiner Rathlosigkeit um so fester an den wiedergewonnenen Bruder an. Fast am meisten schmerzte es ihn, daß er jetzt nicht im Stande sein sollte, die herrliche Festsrede, die er mit so viel Aufwand von Geist und Phantasie ausgearbeitet, an den Mann zu bringen. Indessen wußte er sich zu helfen. Er verlamnelte eine Stunde vor Beginn der Trauer- feierlichkeiten seine Zöglinge im Schulhause um sich und hielt ihnen und den neugierig mit herbeigekommenen Eltern die schöne Rede dennoch.

Es war ein Meisterstück der Rhetorik und rührte die Zuhörer auf's Innigste. Freilich hatten sich einige kleine Aenderungen nothwendig gemacht, die aber äußerst unbedeutend waren und der Wirkung des Ganzen keinen Eintrag thaten. Anstatt „Angeichts dieses freudigen und erhebenden Festes“ gebrauchte Martin nämlich jedesmal die Worte



Blutgefäß im Papaver-Stein. (S. 36)

„Im Hinblick auf dieses schmerzliche und erschütternde Ereigniß“, und so paßte Alles ganz vortreflich. Geburt und Grab sind ja so nahe verwandt, der Unterschied hat kaum den Werth eines Wortes, und was dazwischen liegt, ist ein wüster Traum, den man Leben nennt. —

(Schluß folgt.)

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Das Rathhaus in Köln.** (Mit Bild auf Seite 34.) — Zu den hervorragendsten architektonischen Zierden der rheinischen Metropole gehört das in neuerer Zeit einer durchgreifenden Restauration unterzogene Rathhaus, welches zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Trümmern eines römischen Pratoriums im Bau begonnen wurde, von 1407 bis 1413 seinen gothischen Thurm und 1569 bis 1571 ein im geschmackvollsten Renaissancestyl durchgeführtes Portal erhielt. Letzteres, welches unsere Ansicht auf S. 34 im Vordergrund zeigt, besteht aus zwei übereinander liegenden Arkadeneihen mit reichem Sculpturen Schmuck, die eine offene Halle bilden. Die dem Allenmarkt zugekehrte östliche Fassade des Rathhauses ist mit den Standbildern Otto's I. und Maximilian's I., sowie mit 14 Medailonporträts deutscher Kaiser geschmückt. Im Inneren des Gebäudes ist der neubegestellte HansaSaal, in welchem 1362 der Hansabund zwischen 77 deutschen Städten geschlossen wurde, besonders sehenswerth.

**Der Blutegelgang im Kopais-See.** (Mit Bild auf S. 35.) — In den griechischen Provinzen Attika und Biotien liegt der Kopais-See, welcher im Sommer durch zahlreiche natürliche Abzugskanäle soweit nach dem Meere abfließt, daß ein großer Theil des Seebodens trocken gelegt wird. Während dieser Periode finden dann ärmere Leute aus der Umgegend stets ihren Erwerb durch den Fang von Blutegeln, die sich in großen Massen in den Sumpflachen des Sees und an den Ufern desselben vorfinden. Diese sogenannten Blutegelfischer, welche unser Bild auf S. 35 bei ihrer Arbeit vorführt, gehen mit hochaufgetrempelten Hosen vom Ufer in das Wasser und bleiben so lange darin stehen, bis ihre nackten Beine dicht mit Blutegeln besetzt sind, die sie dann abstreifen und in Weinskörbe oder mit nassen Weins gefüllte Kisten verpacken. Oft wird auch ein alter, abgetriebener Gaul als Köder für die Blutegel benutzt, und wir sehen an dem im Mittelgrunde unseres Bildes erschöpft und abgemattet auf der Erde liegenden Thiere, in welcher Menge sich jene Blut-sauger an dasselbe angehängt haben. Ein solcher Fang ist natürlich weit lohnender, als der erstbeschriebene, und es gibt Leute, die während der zwei bis drei Monate dauernden Fangzeit täglich gegen 20 Francs damit verdienen.

**Kriegslist.** — Das Städtchen Babenhäusen, in der Ebene zwischen Rhein und Main gelegen, war ehemals eine starke Festung, wovon heute noch die Ueberreste von Mauern und Thürmen Zeugniß geben. Im dreißigjährigen Kriege wurde es belagert, die starken Werke und die Tapferkeit der Besatzung machten jedoch alle Anstrengungen des Feindes zu schanden, weshalb dieser die Aushungerung des Places beschloß. Schon wochenlang dauerte nun bereits die Umzingelung, die Lebensmittel waren fast vollständig aufgebraucht und man konnte sich höchstens noch zwei bis drei Tage halten, wenn man sich mit solchen Lebensmitteln begnügte, die für gewöhnlich als ungenießbar gelten. In Anbetracht dessen hielt der Stadtkommandant mit dem Magistrat einen Kriegsrath ab und man beschloß, die Stadt am dritten Tage zu übergeben, wenn bis dahin kein Entsatz käme. Eben als der Kriegsrath auseinander gehen wollte, kam ein Soldat und brachte ein kleines, ziemlich abgemagertes Schwein, das er irgendwo in einem Versteck entdeckt hatte. Man wollte das Thier unverzüglich schlachten, doch der Kommandant verbinde es. „Halt!“ rief er, „das Thier kann uns mit seinem Tode nicht viel nützen, denn ein Bissen Fleisch mehr oder weniger macht nichts aus. Vorwärts auf die Mauer damit.“ Die ganze Versammlung folgte neugierig auf die Mauer, wo das Thier stark gewickelt wurde, so daß es erbärmlich schrie. „Füllt die Kannen, Humpen und Krüge mit Wasser!“ befahl der Oberst weiter, „stößt an, erhebt ein Jubelgeschrei und thut, als ob Ihr äßet und tränket!“ Man that, wie befohlen, weil man sogleich begriff, was der Oberst beabsichtigte. Dasselbe Manöver wiederholte sich an acht bis zehn Punkten der Ringmauer, wodurch der Feind stutzig wurde. Am folgenden Morgen wurde die Prozedur wiederholt. In feindlichen Lager herrschte nun ebenfalls ein großer Mangel; die Soldaten waren, da sie dazu noch ganz schlechte Quartiere und Lagerstätten hatten, in den letzten Tagen duzendweise gestorben. Als der Kommandant der Belagerungsarmee — der die Stadt für ausgehungert hielt — nun ganz deutlich hörte, daß die Belagerten täglich noch acht bis zehn Schweine zu schlachten und reichliche Getränke zu genießen hätten, brach er in der zweiten Nacht ganz still das Lager ab und marschirte eilig von dannen. So hatte also diese Kriegslist die Stadt und mit ihr das Leben und Vermögen vieler Menschen gerettet. [S. Sch.]

**Ein moderner Raub der Sabinerinnen.** — In der Kreisstadt Schadrjnst, im asiatischen Theile des Gouvernements Perm, finden sich am Tage des heiligen Athanasius, im Januar, auf dem freien Platze vor dem „Dwor“ (Bazar) die jungen Bauerntöchter aus der Umgegend in ihrem besten Putze, bräutlich geschmückt, ein, und warten der Dinge, die da kommen sollen. Plötzlich theilt sich der Kreis vor einem mit drei Pferden bespannten, im schnellsten Fluge heranziehenden Schlitten. Der Schlitten hält und her aus springen zwei, drei oder mehr Bauerntöchter, stürzen sich auf die „Bräute“, die laut aufschreien, heben sie mit nervigen Armen auf und werfen sie unter dem Gelächter der Zuschauer wie einen Waarenballen in den mit hohen Schu- ländern versehenen geräumigen Schlitten. Sobald der Schlitten seine volle

Ladung hat, faust er mit den Räubern und Bräuten davon, um einem anderen Platz zu machen. So geht es fort bis zum Abend, bis alle hetzthätigen Burichen sich verfortgt haben. In der Regel weiß jedes junge Mädchen schon im Voraus, wer sein Entführer sein wird; doch kommt es auch vor, daß ein Geirathstandidat „aus Mangel an Damenbekanntschaft“, da ihm der beliebte Weg der Zeitungsannonce nicht zu Gebote steht, auf dem dort nicht ungewöhlichen Wege der Entführung oder des Mädchenraubes sich mit einer Frau zu versorgen sucht. — Die Entstehung dieser Sitte ist hauptsächlich der Sparsamkeit der Schadrjnstker Bauern zuzuschreiben, die sich vor den Kosten einer regelmäßigen Hochzeit scheuen. Denn bei einer solchen geht es ohne wochenlange Gastereien in den beiderseitigen Familien nicht ab, während bei der imwohnrten Hochzeit eine einmalige (billigere) Bewirtung genügt. [R. D.]

**Eine Kollekte.** — Zur Zeit des Napoleonischen Konsulats übernahmen es während eines harten Winters verschiedene Damen der Aristokratie, nach beendigtem Gottesdienst eine Kollekte zum Besten der Armen abzuhalten. Unter ihnen befand sich die durch ihren Geist ebenso wie durch ihre Schönheit ausgezeichnete Madame Kécamier. Mit Grazie und Würde zugleich entledigte sie sich der Aufgabe, den Versammelten, zum größten Theil aus den höchsten Ständen bestehend, das zum Einsammeln der gespendeten Geldstücke bestimmte Becken zu präsentiren, das sich in kurzer Zeit zu füllen begann. Auf ihrem Gange kam Madame Kécamier auch zu dem reichen und durch seine Freivolität bekannten Baron L., der sofort der anmuthigen Frau eine handvoll Goldstücke in das Becken warf, sich aber nicht enthalten konnte, ihr dabei zuzuschlüstern: „Am Ihrer schönen Augen willen, Madame.“ Madame Kécamier verzog keine Miene über das an der geweihten Stätte doppelt unpassende Kompliment, erwiderte aber mit lauter Stimme: „Ich danke Ihnen im Namen meiner Augen, Herr Baron, aber nun — bitte ich für meine Armen!“ Baron L. hatte Laft genug, sich keine Blöße zu geben und eine noch reichlichere Spende als zuvor fiel in das Becken der Sammlerin. [H.-D.]

**Auch ein Grund zu einer Fürbitte.** — Blutarch erzählt, daß Dionys, der Tyrann von Sicilien, einst eine alte Frau im Tempel des Jupiter zu Syracus fand, welche mit großer Inbrunst für die Erhaltung seines Lebens betete. Dem grausamen Tyrannen war dies noch nicht vorgelommen und er fragte daher die alte Frau, warum sie so inbrünstig für ihn bete. „Herr!“ antwortete die Alte ehrlich, „sieh, ich habe die Herrschaft dreier Tyrannen bis jetzt erlebt. Als der erste den Thron von Sicilien bestieg, befaß ich vier Röhre. Er entriß mir eine, da betete ich hier an dieser Stelle zu Jupiter, daß er ihn tödten möge, und sieh, Gott erhörte meine Bitte und er starb. Da kam ein Anderer zur Herrschaft und er nahm mir die zweite Röhre. Nach ächtzig eilte ich in den Tempel, setzte um seinen Tod und sieh, er starb ebenfalls. Da wurdst Du unser Herr. Du nimmst mir Armen die dritte Röhre, aber ich bin durch Schaden klug geworden; denn stirbst Du, so nimmst mir Dein Nachfolger auch noch meine letzte Röhre! Darum bete ich täglich für die Erhaltung Deines Lebens!“ [S.]

**Auch eine Erleichterung.** — Stanhope, Graf von Chesterfield, lag auf dem Sterbebette. „Nun werden meine Glieder wohl nach und nach absterben?“ wandte sich der Todeskandidat fragend an seinen Arzt. „So ist es,“ entgegnete dieser in theilnehmendem Tone, „Dann ist es ein großer Trost für mich,“ scherzte der Sterbende, „daß ich nicht so lang bin wie Sir Thomas Robinson.“ [Dr. R. Wdg.]

### Charade.

Und brenne ich auch noch so sehr,  
Viel mehr noch brenn' ich sicherlich,  
Wenn meinen Kopf ich gebe her,  
Und man dann ließt von rückwärts mich.

[R. Maurice]

Auflösung folgt in Nr. 10.

### Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Räthfels in Nr. 8: Landkarte.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei des „Südnegarischen Lloyd“.  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Hermann Schönlein in Stuttgart.